



## • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 12.

Wiesbaden, den 17. Dezember 1916.

6. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Einsamkeit,“ von K. Röttger. — „Neue Novellenbücher,“ von Dr. O. Kiefer. — „In der Gefangenschaft gestorben,“ von A. Brausewetter. — „Kleine Geschichten.“ — „Heilere Gde.“

### Zum Geleite.

Es macht nur wenigstens die Menschen glücklich, die es am leichtesten, am unschuldigsten, am längsten werden, die Kinder! — Ist doch das frohere Kind überall das bessere.

## Einsamkeit.

Von Karl Röttger.

Das haben wir wohl alle gemeint, daß die Einsamkeit das Schwerste sei zu tragen; wohl alle haben wir es gemeint, in unsern jungen Jahren oder in der Kindheit — und sind fortgelaufen vor den leisen, immer dunkler werdenden Abendstunden; irgend wohin, wo schon ein Licht angemacht war oder Menschen waren. Haben uns elend gefühlt in den Nächten, da man nichts anderes hört, als das Klopfen des eigenen Blutes, und haben die Einsamkeit der Landschaft, die der großen Heide, ungeheuer wuchtend auf uns liegen gefühlt, daß wir oft meinten, wir müßten in dieser namenlosen Einsamkeit ersticken, wenn wir nicht manchmal zu Menschen kamen.

Oh, ich verstehe das. Ich habe es lange und viel und tief gelebt — Ich kenne auch die Frühlinge in solcher Einsamkeit, die ganz einzigen Frühlinge, wo man weinen möchte . . . so schön ist die Welt vor lauter Sonne und vielem Blütenlicht, und so einsam ist man in der schönen Welt. — Ich kenne auch die Winterheide, das Schneefeld, aus dem fern, fern, fast am Horizont, ein schwarzer Föhrenwald aufsteht wie eine Wand.

Ich kenne die Einsamkeit in vielen (fast möchte ich sagen: in allen) Formen und Abwandlungen — und ich weiß heute, es ist dem Menschen nichts Größeres gegeben als sie.

Ich will versuchen, es zu sagen. Und es ist keine Bitterkeit, sondern eine ganz selbstverständliche Freundlichkeit, wie ich es sage und meine. Denn so gewiß ich immer noch das Leben liebe und die Schönheit der Welt — so wenig fürchte oder hasse ich die Einsamkeit.

Es ist ganz langsam gekommen, als müßte es so sein. Und es mußte auch so sein. Ich laufe vor keiner Einsamkeit mehr fort, denn das könnte ich ja gar nicht; ich bin immer einsam. Und es, ist gut so, und ich bin darin zu meines Lebens Reise gekommen. Und ich sage den Menschen auch, ihr seid nie anders als einsam. Ihr braucht euch nur zu besinnen, wie tief ihr gepflanzt seid.

Und da, an euren Wurzeln, rührt ihr an niemand, der um euch ist, rührt ihr an nichts — es sei denn etwas, das ich nicht nennen will.

Da kam's: im Frühling, da wußte ich dann alles. In der Zeit vorm Aufblühen. Wenn die Gartenseelchen aufwachen und hervorkommen aus der dunklen Erde, da die Bäume grün werden, die Birken blühen, die Buchen und Ulmen die ersten Blattspitzen hervorstecken, da im Garten die Krokusselchen in die blaß-milde Luft scheinen, mit ihren gelben, blauen, roten Blüten . . . Da war's, und ich ging durch alle diese beginnende Fülle, durch all dies anfangende Leben und sah, wie vieles auch beieinander steht: ineinander und zueinander kommt es nicht.

Ein Abend war's, süß, duftig, mit einer Ahnung von aufgehendem Licht. Da war's, da ging ich zwischen den Gärten hin und hörte in allen Gärten die Gartenseelchen ihre stille Arbeit tun. Und sie waren alle allein, und jedes bei sich und mühten sich und wuchsen, auf daß sie da seien, wenn nun der Morgen komme mit dem goldenen Licht; daß sie dann da seien, und ihre Wunder scheinen in den Morgen. Und eine leise Traurigkeit kam mich an, daß ich zu ihnen sprach: „Wie seid ihr so allein und nun gerade in der dunklen Nacht und noch fast in der Erde, durch die ihr euch durchmüht; und niemand ist bei euch.“ Sie aber sprachen: „Das Glück kommt noch, darum doch leben wir und sind — wenn wir auch einsam sind; wir leben ja und werden: und das ist immer ein Glück. Auch kommt, wer weiß, vor morgen noch ein Frühlingregen, weich und mild, da sind wir dann auch wieder nicht so ganz allein. Am Morgen aber hoffen wir, kommt das Licht — das über und in alle Seelen scheint und sie alle vereint.“

Und doch, sprach ich, als ich weiterging, sie sind allein. So ist jeder nur bei sich. Und eigentlich tun wir das ganze Leben nichts anderes als mit uns reden. Und nicht mit den Menschen, die um uns sind. Denn wir wissen ja nie, ob uns die Menschen verstehen. Darum bleibt dennoch das

Beieinanderwohnen und die Freude an Menschen. Darum bleiben Freundschaft und Liebe und Ehe. Aber an den Garteneseelen sehe ich es ja, daß Einsamkeit da ist, was ihnen gerade eignet. Einsamkeit, das ist das, in dem sie wachsen. Ohne Einsamkeit wuchsen sie nicht — wüchse keine Pflanze, kein Mensch, keine Seele. Oder anders gesagt, das Wachsen ist Einsamkeit. Denn Wachsen ist Leben. Bei dem andern sein aber ist Aufgehen in der andern Seele, ist Liebe, ist Tod. Denn auch die Liebe ist Tod. Einsamkeit aber ist Leben — und Werden. — Und dann fiel mir alles ein: meine Kindheit und daß auch die Einsamkeit das gewesen sei, in und mit dem ich wuchs, und daß wir alle die Einsamkeit und die Versenkung nötig hätten, wie tägliches Brot. Und es war mir fast, als ob wir darum so tief und fest in der Einsamkeit verankert wären, daß wir dem nicht zu entinnen vermöchten, aus dem wir sind und wurden in all unserm Besten und Tiefsten: Gott. Nur muß man ihn auch groß und tief genug meinen: „Er ist nicht das Heilige nur — er ist die Kraft. — Gott ist der große Acker, der alles trägt.“ — Denn wenn wir in den Nächten in das Dunkel lauschen, und der namenlose gestaltlose Wind fährt über uns hinweg, ist es da nicht wie der Atemzug eines großen Allumfassenden. Oder wenn wir in die Sterne der Weltallsnacht aufsehen, oder in den versenkten stillen Stunden, da unsere Seele fühlt, wie sie sich wandelt, in den Stunden, da sie schaffend ist, da ein Werk in ihr geboren wird, da eine Liebe in ihr aufgeht, zu einem Kinde, zu einem Menschen: da sie den Entschluß faßt zu einer Treue, zu einer Herzlichkeit; oder da ein Schicksal groß und schmerzlich über sie hinweggeht — das sind die Stunden, da wir einsam sind. Da wir aber auch zugleich die werdenden oder die schaffenden oder die uns wandelnden sind. Immer aber die Lebenden. Und ganz sicher sind das die Stunden, da wir Gott oder dem Namenlosen am nächsten sind.

Wenn die Dinge im Abend stehn  
Im Dämmer . . . und wenn die Menschen gehn  
Im Nebel — und einander nur wie durch Schleier sehn,

Das macht wohl trüb —

Aber dann scheint die Sonne wieder,  
Aber dann singen wir Frühlinglieder;

Dann wissen wir nicht, wo die Schwermut blieb . . .

Des Lebens Wurzeln sind tiefer gesenkt . . .  
Aus schwarzem Abgrund wachsen wir. Und da drängt  
Auf in den Tag das Licht: die Kraft.

Einsam wird, was werden soll und will,  
Ganz allein das Eine, das im Grund noch schweigt;  
Wachsens Mühe, die geschieht so still;  
Wo das Lebende ganz bei sich ist, da steigt  
Aus Verborgnem jene Fülle — die Vollendung schafft. . .

So spricht der Abend: Nun ist  
Wieder ein Jedes bei sich . . .  
Zwischen die Welt und dich  
Leg' ich die Schatten . . . das Schweigen. . .

So spricht er zu jedem Ding,  
Zu jeder Seele . . . da steht

Alles einsam, da weht  
Wind kühl aus Unendlichkeiten. —

Was kann eine Seele nun tun,  
Als ganz bei sich zu sein  
(Und alles ist Seele, und kein  
Ding ist tot, wie schwer es auch schweige),

So tut der Abend an uns  
Leise Gewalt. Wir sinnen  
Ins Leere — was Seele beginnen  
Soll . . . Bis die Blicke nach Innen gleiten . . .

Seele aber braucht keinen Rat,  
Was not sei, zu tun — sie ward!  
Seele ist ew'ge Gegenwart —  
Seele stieg aus der Quelle der Zeiten

Empor den ewigen Weg — zuletzt  
Weiß Seele . . . sich . . . und lächelt fein.  
Aus Wachsens Trauer und Einsamsein  
Blüh'n des Erkennens Glückseligkeiten!



## Neue Novellenbücher.

Besprochen von Dr. D. Kiefer.

Es ist kein schlechtes Zeichen für den Hochstand unserer Kultur, daß trotz immer noch fortdauernden Krieges der deutsche Büchermarkt fast wie in Friedenszeiten mit guten, wertvollen Werken jeder Art beschickt wird. Nicht gering ist offenbar heute die Vorliebe für kurze Erzählungen. Die Dichter greifen mit Freude nach historischen Stoffen und legen uns etwa einen Band vor, wie es Ernst Schubert tut in seinem bei G. Grote-Berlin erschienenen „Novellenkranz um Friedrich den Großen“, der den Gesamttitel „Ruhm“ trägt. Der in solidem, in gutem Sinn unmodernem Deutsch erzählende Verfasser hat historisch oder psychologisch bedeutsame Momente aus dem Leben des großen Königs zu kleineren und größeren Novellen verarbeitet. Man wird so reichvolle Geschichten wie die der kleinen „Bische“, eines der königlichen Lieblingshunde, nicht so leicht vergessen. Und die lebendige Darstellung der Schlacht bei Kunersdorf in der Erzählung „Ein Gottesdienst am Sonntag nachmittag“ zeigt des Verfassers Kunst von ihren besten Seiten. Das Buch dürfte besonders auch junge Geschichtsfreunde angenehm erquickend, indem es plastische Schilderungen und lebensfrische Farben gibt, wo man sonst nur Zahlen und Namen sich einprägen muß. Dabei liegt über all diesen Erzählungen etwas vom ergreifenden Dauch echter Tragik, ernster friberizianischer Pflichterfüllung und entsagungreicher Hingabe an die großen Ziele des Vaterlandes.

Von einem verwandten, idealen Geist durchweht sind die „Erwachten Steine“ des Peter Dörfler, eine bei Jos. Kösel in Kempten und München erschienene Novellenammlung. Diese alten Gedenksteine, z. B. der Dummstein bei Bessobrunn, reden in eigenartiger, markiger Sprache von vergangenen schweren Kriegeszeiten in Süddeutschland. Sie sollen nach des Verfassers Wunsch dardun, wie es bei uns im Lande sein könnte, wenn, wie in jenen alten Zeiten, der Feind im Lande wäre und unsere Fluren verwüstete. Diese Geschichten, die teils im grauesten Mittelalter, teils aber auch um die Zeit der Koalitionskriege vor 120 Jahren spielen, wenden sich mit bewußter Absicht an die „Kriegsbrotmüden Kinder, gedankenlosen Jammerseelen und Schwerebetroffenen“. Alle diese sollen aufgerichtet, ermutigt, getröstet werden durch die lebendige Erinnerung an die diesmal nicht gute, sondern schlimme alte Zeit. Der Verfasser ist aber kein langweiliger Moralprediger, sondern ein echter Dichter, der mit hinreichender Sprache und großer Bildkraft eine Art historischer Novellen gibt, die fesseln und erheben zugleich. Sein Blicklein kann wie das vorher genannte als gesunde gute Volks- und Heimatkunst bezeichnet werden.

Zur Gattung der heiteren Unterhaltungsliteratur gehören des schwäbischen Nationalökonomens Hermann J. Lohs satirisch-humoristische „Unerwartete Geschichten“ (verlegt bei Wilhelm Never-Fischen in Stuttgart). Es ist eine hübsche Sammlung von meist noch in goldner Friedenszeit entstandenen kleinen Geschichten und Satiren, mit denen der geistreiche Beobachter und tiefe Menschenkenner allerhand Torheiten und Auswüchsen der Zeit zu Reibe rückt. Die Utopieen der Pazifisten werden drin ebenso verspottet wie die lächerlichen Gebilde unserer allerneuesten „Dichter“, die nur zu wahren Leiden, denen der Nichtraucher im „Nichtraucherabteil“ ausgesetzt ist, wenn er auf strikter Einhaltung des Nichtrauchens besteht, findet eine allige Schilderung. In den Geschichten „Michels Reifewrühung“ und der „Reporter im amerikanischen Himmel“ behandelt der Verfasser mit warmer Vaterlandsliebe zeitgemäße Dinge, z. B. die verlogene Neutralitätspolitik des Herrn Wilson und Genossen. Das schmecke Büchlein

eignet sich besonders gut, um unsern Feldbaronen eine heitere, erfrischende Abwechslung zu bringen.

Ein gar wunderbar Werk ist das Novellenbuch „Die Kattensammlung“ von Kaspar Ludwig Merll, erschienen bei S. Fischer in Berlin. Da begegnet uns ein Stadtschreiber, der seine Freude hat an einer Kattensammlung, aber ach an Menschen, die er auf ihre Ungewöhnlichkeit hin untersucht, jedoch schließlich mehr oder minder alltäglich findet, nur die Art ihrer Selbstzucht erzeuge die Unterschiede ihres Wesens, meint er schließlich feststellen zu können, geht hin und handelt selbst äußerst alltäglich, indem er mit zwei leichtsinnigen, verliebten Ehefrauen ein Verhältnis anbandelt. Was der Verfasser mit dieser sonderbaren Geschichte eigentlich sagen will, wird nicht recht klar. Auch die zweite dieser beiden größeren Erzählungen ist etwas eigenwillig. Ein Gelehrter sucht in seiner alltäglichen Umgebung nach Beispielen, um die „Glückskurve“ der Menschen festzustellen. Er beobachtet da z. B. einen Kleinbürgerlichen Büromenschen, der sich an den Wochentagen schlecht und recht durchbringt, um an den Sonntagen als flotter, reicher Mann auftreten zu können, oder einen verlassenen Agenten, der die paar Pfennige seines Verdienstes alsobald in Alkohol anlegt, oder einen behäbigen trägen Alltagsmenschen, der einen Tag wie den andern stumm dahinlebt. Alle diese Typen sollen, so meint der Verfasser, gleich glücklich sein! Kann man diese Behauptung auch kaum als neue tiefe Wahrheit anerkennen, so darf man wohl um so freudiger zugeben, daß die Schilderung dieser Eigenbröddler recht gut gelungen ist, wie auch der seine Düst aus Wiedererlebenszeiten, der um all diese Menschen schwebt, und echt humoristische Darstellung ihres verschörkeltsten Kleinbürgerdaseins.

Ein recht buntes, nach allerhand Kulturen und Sensationen schillerndes, nicht eben in allen Stücken gleichwertiges Novellenbuch ist Karl Hans Strobl's „Kristallkugel“ (Verlag von E. Staackmann, Leipzig), so genannt nach einer vom Dichter an andern Ort erwähnten Wunderkristallkugel, mit Hilfe deren man Gegenden, Menschen und Szenen sehen könne, aus denen Schicksale gebildet werden können. Es stehen in diesem Buch so feinabgestimmte Seelenbilder, wie gleich das erste „Meersburg“, ein entsetzliches Mädchenschicksal, ähnlich dem der deutschen größten Dichterin, die diese romantischen Räume am Bodensee einst gebeitet hat. Daneben unvermittelt graufige, allzugraufige Erzählungen, wie die von der Geliebten des schrecklichen Russenjägers Iwan, die eines qualvollen Todes sterben muß für ihr Mitleiden mit einem der schuldlosen Opfer dieses russischen Ungetüms. Oder der Dichter steigt gar herab in die Sphäre der Kinodramatik und schildert die psychologische Wirkung der „untrüglichen“ Prophezeiung einer Pariser Wahrsagerin. Während ist die Kinderfeste dargestellt in der Geschichte vom kleinen Toni, der sich mit zusammengebissenen Zähnen tapfer von einem Seiltänzer übers hohe Seil tragen läßt, um gleichsam ein „Gottesurteil“ darüber herauszufordern, ob er noch länger bei seinen nicht verbeirateten proletarischen Eltern leben soll, denen er nur eine Last zu sein glaubt. Wundervoll ist die Meeresstimmung gelungen, in der sonderbaren Geschichte vom „Phänomen“, der blind und stumm geborenen Meta Eilers, die mit ihrer Lehrerin, der sie ihr ganzes Geistesleben verdankt, zwar innig vereint und doch vom Haß gegen sie zermürbt sein soll! Solche unerklärlichen Seelenabgründe locken den Dichter anscheinend stark, denn es finden sich noch mehrere Geschichten dieser Art in dem Buch. Strobl gehört nicht umsonst zur Richtung, die G. Th. A. Hoffmann so glänzend begründet hat, ohne daß seine Nachfolger bis herab zu H. Ewers, G. Meyrink und Strobl wirklich Größeres als er geschaffen haben.

Auch die Thea v. Harbou, deren prächtiges Novellenbuch „Die Frau und der Krieg“ eine so große Lesergemeinde gefunden, möchte scheint's mit den Meistern des Grauens wetteifern. Wenigstens schlägt ihr Neuestes „Die Masken des Todes“ (Verlag J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart) ebensolche Töne an. Der Tod, der unerwartet, grausam, roh und sinnlos in blühendes Leben hineinstampft, das ist der gemeinfame Inhalt dieser bisweilen etwas sensationell aufgewussten, schwappenden Geschichten. Ganz auf der Höhe ihrer früheren Kunst steht die junge Dichterin in der ergreifenden Kriegsnovelle von dem schnöddrigen Berliner Sozialdemokraten, der drinnen im goitverlassenen Polen seinem schwerverwundeten sterbenden Freund die lang verärgerte Weibnachts Erzählung der Bibel vorliest, so gut er sie noch aus den Tiefen seines aufgefärbten Gehirns zusammenklauben kann. Barum meint die Dichterin, sie müsse dies ihr eigenes Gebiet verlassen und im Gestrüpp der Sensationskunst nach Blüten suchen? Immerhin, was sie auch erfährt, es bleibt doch noch Kunst. Nur erinnern die übrigen Stücke dieses Buches eher an Mauvassant als an deutsche Vorbilder.

## In der Gefangenschaft gestorben

Von Artur Brausewetter.

Vor mir liegt ein trauriger Brief. Der Kellner brachte ihn mir, just als ich mich an einem Herbstmorgen in dem kleinen Gasthaus in Thüringen bei strömendem Regenwetter zum Frühstück setzte. Eine kurze schwere Kunde: ein lieber Freund in französischer Gefangenschaft gestorben! Ich sehe ihn in ganzer Lebendigkeit vor mir; seit unseren frühesten Kinderjahren waren wir fest und treu verbunden. Alles in ihm war frisch und Kraft, Wollen und Vollbringen waren für ihn eins. Er studierte Medizin, aber zugleich war sein Geist offen für die Schönheit der Kunst, sein Herz empfänglich für alle Wunder des Geistes und der Natur. Mit jungen Jahren heiratete er ein Mädchen, das ein halbes Kind noch war, mit oval geschnittenem Gesicht, dicken, dunklen Haarflechten, die in zwei Kränzen um den Kopf sich schmiegt, und weltvergessenen, träumenden Augen.

Aber das Glück, das er in dieser Ehe fand und das drei blühende Kinder vollkommen machten, erfuhr eine jähe Unterbrechung: eine bei ihm, dem stets Gesunden und Starken, kaum begreifliche schwere Krankheit, die ihm ein ferneres Wirken im kalten Deutschland unmöglich machte. Mit der ihm von Kindheit an eigenen Tatkraft begegnete er dem Feinde, nahm seinen Abschied als Stabsarzt, ging nach Malaga in Südspanien und erschuf sich in kurzer Zeit eine stetig wachsende Praxis. Daneben errang er sich Zeit, berühmte spanische Dramatiker zu übersetzen oder frei für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Da kam der große Krieg. Ich wußte, daß es ihn, dessen glühende Vaterlandsliebe und Heimatsehnsucht in der schönen und dennoch lastenden, freiwilligen Verbannung nur um so größer geworden, jetzt um keinen Preis in der Fremde mehr halten würde. Und so war es; einige Wochen nach Ausbruch des Krieges erhielt ich die Nachricht, daß er sich seinem Vaterland zur Verfügung gestellt und Aussicht erhalten hatte, im Sanitätsdienst Verwendung zu finden.

Blieb nur die gefährliche Ueberfahrt nach Deutschland. Aber man sagte ihm, daß er Invalide, krank und beinahe fünfzig Jahre alt wäre — da könnte er es getrost wagen. Und er wagte es — mit der kleinen tapferen Frau und den drei blühenden Kindern.

Es ging auch alles gut. Bis Marseille. Da kamen französische Offiziere an Bord, waren für Alter, Invaldität, Krankheit taub und stumm, rissen ihn von Frau und Kindern fort, erlaubten ihm nicht einmal, einen Abschied zu nehmen, nahmen ihn mit einigen anderen Zivilgefangenen auf ein Floß, brachten ihn ans Ufer. Und während sich das Schiff mit Frau und Kindern langsam aus dem Hafen bewegte, schleppten sie ihn unter dem Seheule und Gejohle des Pöbels von Marseille, des Schlimmsten, den es auf der Welt geben soll, in die Gefangenschaft.

Chateau d'If, das dumpfe, feuchte Verließ, die düster ragende Festung, nahm ihn auf, den Kranken, sorgsamer Pflege Bedürftigen! Er war nicht als Offizier anerkannt, er galt als gewöhnlicher Zivilgefangener und war mit Leuten, deren Geist und Gemüt weit unter dem seinen standen, in einem jeden Wind und Regen durchlassenden Schuppen untergebracht. Was mußte er hier gelitten haben, er, der Feinfühlige, der mit so empfindsamen Nerven Behaftete! Selten nur kam Kunde von ihm, aber was er schrieb, war von Hoffnung und starkem Mut erfüllt. „Ich halte aus — bleibt, Ihr nur mutig und verzagt nicht!“ das war der Grundklang seiner Briefe.

Es kam schlimmer. Man transportierte ihn nach Corsica. Er kam in das berüchtigte Gefangenenlager von Casabianca, das allen Gesetzen und Regeln des Völkerechts derartiger Hohn sprach, daß es aufgehoben werden mußte. Und wieder schrieb er nichts als das eine: „Ich bleibe gesund — haltet Ihr daheim nur durch. Sei Du geküßt und grüße mir die lieben Nuri und die alte Mutter, die sich nicht sorgen soll!“ — Endlich ein Lichtstrahl! Man führte ihn nach Südfrankreich über, erkannte ihn nach hartem Ringen und zähen Versuchen als Offizier an, tat

ihn in ein Offiziersgefangenenlager und erlaubte ihm das Tragen seiner Uniform.

Von welchem Glück, welcher sonnigen Freude jetzt seine Briefe durchleuchtet waren! — „Wenn Ihr es ahnen könntet, was das für mich bedeutet, wieder an einem gedeckten Tische zu sitzen, mit gebildeten Leuten sprechen, in einem richtigen Bette schlafen zu können, ein Mensch unter Menschen sein zu dürfen — nein, jetzt braucht Ihr wirklich nicht mehr zu zagen und zu bangen! Jetzt wird alles, alles gut werden!“ Mit nie rastender Mühe und einer Kraft, wie man sie der kleinen, zarten Frau nie zugetraut hätte, betrieb diese inzwischen die Befreiung des Geliebten. Alle Verbindungen, die aufzutreiben waren, wurden geltend gemacht, kein Mittel unversucht gelassen. Und schon winkten leise Aussichten, dämmernde Hoffnungen. Nur eins schien erschwerender Hinderungsgrund: Der Arme hatte die furchtbare Gefangenschaft Casabiancas durchgemacht. Man würde nicht gerne einen frei geben, der von ihr und ihren Qualen in Deutschland erzählen könnte.

Aber durch die hingebende Tätigkeit des Roten Kreuzes und einflussreiche Verwendung schien auch dies letzte Hindernis beseitigt. Beim nächsten Austausch im Herbst 1916 — über zwei Jahre waren über allen diesen heißen Liebesmühen bereits vergangen — würde er daran sein, ganz sicher und zuverlässig!

Er hörte davon. „Dann komm' mir nach Konstanz entgegen, Liebste!“ schrieb er, „und bring' mir meine Sachen mit und meine neue feldgraue Uniform packe oben auf — ich kann es nicht mehr abwarten, bis ich sie anziehen und meinem Vaterlande wieder dienen darf. . . Zwar, ganz gesund bin ich nicht. . . Du darfst nicht erschrecken, Liebste. . . mit den Beinen will es nicht mehr. . . ich weiß nicht recht, was es ist! . . . Aber auch keine Sorge, Liebste! Wenn ich bei Dir wieder bin und den süßen Drei. . . dann ist alles wieder gut! Des kannst Du gewiß sein!“

Die Koffer sind gepackt. Die feldgraue Uniform ist besorgt. Funkenagelne, die Knöpfe bläulich silberschimmernd, liegt sie oben auf. Die dunkelschwarzen Flechten der kleinen Frau sind grau geworden, in die Nasenwurzel sind zwei kleine, scharfe Furchen gegraben. Aber auf ihrem Antlitz blüht weiche Freude, geborgene Seligkeit bei aller Sorge. Sie erwartet jeden Tag die Drahtnachricht, die sie nach Konstanz ruft. Denn der Austausch hat begonnen. Und er ist dabei. . . ganz sicher und zuverlässig.

Die Drahtnachricht kommt. Sie ist ans Rote Kreuz gerichtet. Und sie heißt: „Die Frau schonend vorbereiten. . . heute morgen ist Stabsarzt a. D. Dr. Br. im Offizierslager von Le Pay seinen Leiden erlegen.“

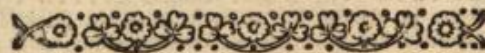
Es ist ein Sonntag Morgen. Aber ein unwirscher, nebelstärker. Der Sturm heult hier oben auf der Höhe so stark und schwellend, daß er die Kirchenglocken übertönt, die zum Gottesdienste rufen. . . Die Tannen, die sonst melodisch rauschen können wie tiefe Orgeltöne, ächzen und stöhnen, als wollten sie brechen.

In der Gefangenschaft gestorben! Mancher Held, der tapfersten und besten einer, ist in diesem Kriege gefallen! Gefallen in der Fülle der Kraft der hoffenden Jugend! Im heißen Lebensgefühl — nichts wollend und denkend, als das Leben, im berausenden Siegesbewußtsein — nichts wollend und denkend als den Sieg, von der schnell dahinfliegenden Kugel getroffen — ein herrlicher Tod!

Aber gefangen — weit fort von den Seinen, nie ruhende Sehnsucht, glühendes Heimweh in der Seele, ein Fremder unter Fremden, gepeinigt von dem Gefühl seiner Zuglosigkeit für das kämpfende, ringende Vaterland, das seiner so nötig bedarf — ein schwerer Tod, über dessen herbe Tragik ich den ganzen düstern Herbstsonntagvormittag nicht hinwegzukommen vermag.

Aber mein Freund trug das Bewußtsein im Herzen, daß er bald ausgetauscht würde und seine Frau und die Kinder und sein deutsches Land wiedersehen würde. Süße Träume von der Heimat umgaukelten ihn auf seinem Krankenlager, die kleine Frau war bei ihm und die lieben Drei. Er war dahin. Sein Sterben war eine Einkehr in

die Heimat. . . ihre Pforten waren offen. . . sie winkte ihm. . . die Sehnsucht war erfüllt. Vielleicht war es ein schöner Tod, eine selige Heimkehr.



## Kleine Geschichten.

### Unsere Junsen.

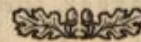
Aus einer kleinen Schillerzine in einem Vorortzug: In der Ecke mir gegenüber holte ein Junge mit hübschem klugen Gesicht sein Briefmarken-Album hervor. Nachdenklich und still wanderten die Finger über die Blätter und die Augen über die Seiten. — „Habt ihr das mit den Kartoffeln schon gehört?“ sagte einer der neben ihm sitzenden Knaben. „Mein Vater sagt, die Sache wird brenzlich.“ Damit war das Signal gegeben. Nach Kinderart suchte jeder den andern zu überbieten. „Mein Vater sagt, an die Hungertur werden wir noch lange denken.“ — „Mein Vater hat sich schon alle Westen enger machen lassen müssen.“ — „Mein Vater sagt, die Preise werden im Frieden auch nicht fallen.“ — „Mein Vater sagt, satt werde ich überhaupt nicht mehr.“ — „Mein Vater sagt, einen Kalbsbraten erleben vielleicht unsere Kinder einmal, wir bestimmen nicht.“ — „Mein Vater sagt, man degeneriert so langsam zum Karmidel und frißt grüne Blätter.“ — „Mein Vater schimpft jedesmal, wenn der Fraß auf den Tisch kommt.“ — Immer weiter ging's durcheinander. Die Schwarzseherei der Väter war zu einem Gegenstand der kindlichen Prahlerei geworden. Nur der Junge mit dem Briefmarken-Album ließ seine Finger mit stiller Freude durch die Blätter und seine Augen über die Seiten wandern. — „Nun,“ ermunterte ich schließlich, „sagt dein Vater denn gar nichts?“ — „O ja“, meinte er, und ein schalkhaftes Lächeln ging über sein kluges Knabengesicht. — „Nun, dann heraus damit. Was sagt dein Vater, wenn ihr euch an den Tisch setzt?“ Die anderen waren aufmerksam geworden. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er ärgerte noch immer und lächelte. So, als wenn er sagen wollte: Reden wir lieber nicht davon. — „Man immer zu. Wir sind nun einmal neugierig geworden.“ Und nun kam es langsam und mit einem vergnügten Spitzbubenlächeln: „Mein Vater sagt, wer sich beklaagt, dem bau ich eine runter.“

(„Tääl, Hundskan.“)

### Wenn der Vater im Felde ist.

Wenn man die Urlauber mit ihren Frauen und Kindern spazierengehen sieht, wird einem die Schicksalsveränderung bewußt, die dieses Fernsein des Vaters für Millionen deutscher Kinder bedeutet. Für Kinder sind zwei Jahre eine Ewigkeit, die ganze Jugend bekommt ein anderes Gesicht durch diese Lücke. Man erinnert sich, welch befremdenden und geradezu unheimlichen Eindruck einem als Kind einmal das Haus einer Schulfreundin gemacht hat, deren Vater als Kapitän manchmal monatelang weg war. Als wäre das Leben da an einer wichtigen Stelle ohne Grund und Boden und auf eine unvorstellbare Art verkrüppelt. Und nun sitzen Millionen von solchen unvollständigen Familien täglich um den Tisch. Der Vater im Felde ist für die Kinder eine neue Gestalt geworden — ferner und fremder, aber um so bewunderter und geliebter, weil ihn mehr noch als bisher der Glanz eines größeren Lebens umgibt außerhalb der vier Wände und ihrer kleinen Ereignisse, an dem er Anteil hat und das Kind durch ihn. Kein deutsches Kind erzählt einem, daß der Vater im Felde ist, ohne daß ihm das Ders ein bißchen klopf vor Stolz und Wichtigkeit.

(„Die Stille.“)



## Reitere Ecke.

„Verstehen Sie, ein Auto zu fahren?“ — „O ja, über den Mechanismus der Karre weiß ich vollständig Bescheid, aber die vielen polizeilichen Verfügungen habe ich noch nicht binn.“

„Ich möchte mal mit Ihnen von meiner Absicht reden, Ihr Schwiegerlohn zu werden,“ sagte der junge Mann. — „Ich kann Ihnen zu der Frage,“ antwortete Herr Goldstein, „keinen Rat geben: Als Ihr aufrichtiger persönlicher Freund sollte ich Ihnen offen meine Meinung sagen, aber als Gatte und Vater sind mir in dieser Hinsicht Schranken gesetzt.“

Lehrerin: „Eibel, nenne mir einmal das Tier, das über seine Nahrung knurrt und im Winter einen warmen Fels trägt, das zur Nachtzeit herumstreicht und am Tage schläft, das —“ — Eibel: „O, Sie brauchen nicht mehr zu sagen — Sie reden von meinem Papa.“